

SWR2 Wissen: Aula

Latein fördert logisches Denken?

Mythen vom Fremdsprachenerwerb

Von Werner Schäfer

Sendung: Sonntag, 12. Januar 2020

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2020

Das Schriftliche hat gegenüber dem Mündlichen einen höheren Stellenwert, sagt man. Oder: Latein fördert das logische Denken. Viele Mythen ranken sich um die Sprache. Der Anglist Dr. Werner Schäfer geht ihnen nach.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Latein fördert logisches Denken? Mythen zum Fremdsprachenerwerb.“ Am Mikrophon: Ralf Caspary.

Viele Mythen bestimmen unsere Vorstellungen vom Lernen einer fremden Sprache, sie bestimmen überhaupt unsere Auffassung, was Sprache prinzipiell ist. Oftmals wird zum Beispiel das Schriftliche gegenüber dem Mündlichen als viel zu wichtig eingeschätzt, man lernt eine fremde Sprache dann über Vokabel und Satzstrukturen und nicht über das Parlieren.

Auch ein beliebter Mythos: Wer Latein kann, der kann besonders logisch denken, Latein sei eine äußerst logische Sprache, was dann auch wiederum bedeutet, dass alle anderen Sprache weniger logisch seien. Stimmt das?

Antworten gibt Dr. Werner Schäfer, Anglist an der Universität in Trier:

Dr. Werner Schäfer:

"Wie soll ich mich denn verbessern, wenn die mich nicht korrigieren?" Studenten, die von einem Auslandsaufenthalt zurückkehren, klagen immer wieder über die Zurückhaltung der Menschen des Gastlandes, wenn es darum geht, sie zu korrigieren. Muttersprachler haben Gefallen an der Kommunikation. Sie scheinen es nicht als ihre Aufgabe anzusehen, Fehler der Lerner zu korrigieren. Was diese wiederum zu eben diesem Stoßseufzer veranlasst: "Wie soll ich mich denn verbessern, wenn die mich nicht korrigieren?"

Diesem Stoßseufzer liegen zwei stille Annahmen zugrunde, die man sich etwas genauer ansehen sollte, denn beide entpuppen sich bei näherem Hinsehen als falsch. Die erste Annahme lautet: Ich werde nicht besser, wenn ich nicht korrigiert werde. Der lebende Gegenbeweis sind genau *die* Studenten, die diese Klage anstimmen. Tatsächlich *haben* sie sich nämlich verbessert, auch ohne Korrektur, und zwar auch in Bereichen, in denen Muttersprachler gar nicht helfen *können*, weil sie es selbst nicht wissen.

Das gilt zum Beispiel für bestimmte Bereiche der Aussprache, für Phänomene wie Assimilation und Elision, also die Anpassung oder Auslassung von Lauten in der gesprochenen Sprache, je nach Lautumgebung.

Die zweite Annahme lautet: Wenn ich korrigiert werde, verbessere ich mich. Erfahrungen im Fremdsprachenunterricht zeigen aber, dass gerade grammatische Phänomene, die immer wieder, in allen Schulstufen, Gegenstand der Korrektur sind, sich geradezu resistent zeigen, wenn es um die Entwicklung von Sprachkorrektheit geht. Was Korrekturen über viele Jahre nicht vermögen, vermag oft der aktive Austausch mit Muttersprachlern in der Fremdsprache. Fast, könnte man meinen, geht das wie von Zauberhand.

Beide Annahmen, was das Korrigieren angeht, halten also einer kritischen Überprüfung nicht stand, so einleuchtend sie auch klingen mögen. Wir müssen uns von einigen liebgewonnenen Denkgewohnheiten verabschieden, was den Fremdsprachenerwerb betrifft. Mit denen beschäftigt sich die heutige *Aula*.

Die Einsicht, dass Korrektur nicht *immer* funktioniert, bedeutet keine generelle Absage an die Korrektur, nur eine Absage an eine allzu simple Gleichsetzung von Korrektur (von Sprache) und Verbesserung (der Sprachkompetenz). Da lohnt sich ein Seitenblick auf den Erstspracherwerb, und dort zeigt sich, dass die Korrektur der Sprache des Kindes durch Erwachsene so gut wie wirkungslos ist. Das Kind interessiert sich nicht für die formale Richtigkeit von Sprache, sondern für Sprache als Mittel der Kommunikation, und ein falsches Partizip wie *gekommt* wird da nicht als Hindernis empfunden. Das Kind beharrt auf der falschen Form. Aber nur eine Zeitlang. Am Ende wird jedes Kind, auch ohne Korrektur, die korrekte Form *gekommen* verwenden. *Wann* es so weit ist, das entscheidet aber nicht der Erwachsene, das "entscheidet" das Kind. Irgendwann ist das Kind bereit und filtert aus dem vorhandenen Input die korrekte Form heraus.

Die folgende Episode führt uns zu einem anderen Thema, und damit gelangen wir gleich in den harten Kern populärer Missverständnisse von Sprache. Während einer längeren Zugreise durch Russland lernte ich einen jungen Engländer kennen, der sich mit Hilfe eines Sprachführers und eines russischen Freundes Grundkenntnisse des Russischen beigebracht hatte – Zahlen, einzelne Wörter, Begrüßungen, formelhaften Wendungen – und diese mit großem Geschick einsetzte zum Initiieren einfacher Gespräche mit Mitreisenden und dem Personal.

Wir kamen ins Gespräch, und er machte eine Bemerkung, die mich stutzig machte. Er sagte: "Die Aussprache des Russischen ist ja gar nicht so schwer." Es muss wohl mein verdutztes Gesicht gewesen sein, das ihn veranlasste, noch eine Erklärung hinzuzufügen: "Ja, wenn man die Buchstaben kennt, weiß man, wie das Wort ausgesprochen wird." Da ging mir ein Licht auf. Er *sagte* Aussprache, *meinte* aber nicht Aussprache. Er meinte das Verhältnis von Schrift und Lautung. Das ist im Russischen in der Tat ziemlich regelmäßig. Jeder (bedeutungsunterscheidende) Laut wird – in der Regel jedenfalls – durch einen bestimmten Buchstaben wiedergegeben, und ebenso steht dieser Buchstabe für eben diesen Laut. Damit kommt das Russische dem "Ideal" eines alphabetischen Schriftsystems, einem 1:1-Verhältnis von Graphem und Phonem, relativ nahe.

Nur hat das mit der Aussprache nichts zu tun. Auch bei einem perfekt schlüssigen alphabetischen System können die *Laute* dieser Sprache schwer sein. Wenn im Portugiesischen ein Nasal durch ein diakritisches Zeichen eindeutig kenntlich gemacht ist, bedeutet das noch nicht, dass es einfach wäre, diesen Nasal auszusprechen. Was der junge Engländer meinte, ist also nicht die Aussprache, sondern die Schrift! Die ist im Russischen tatsächlich regelmäßig, und die muss einem Engländer, der von seiner Sprache Kummer gewöhnt ist, wie ein Kinderspiel vorkommen.

Dieses Unvermögen, zwischen Schrift und Lautung zu unterscheiden, ist weit verbreitet, nicht nur bei Sprachamateuren wie dem englischen Russlandreisenden. Auch Studenten, die sich quasi aus Berufsgründen mit Sprache beschäftigen, machen oft den gleichen Fehler, und ebenso Autoren von Sprachführern, wie dieses Zitat aus einer Einführung ins Malayische bezeugt: "Die Orthographie von Bahasa Malaysia ist sehr regelmäßig, also wird Ihnen die Aussprache leichtfallen."

Die Sprachwissenschaft selbst hat das komplexe, von Wechselwirkungen geprägte Verhältnis von mündlicher und schriftlicher Sprache lange unterschätzt. Die Erkenntnis setzt sich allmählich durch, dass es sich um zwei, wenn auch verbundene, aber doch sehr unterschiedliche Systeme handelt, um verschiedene "Sprachen" sozusagen. Lange hat die Sprachwissenschaft das Primat der *gesprochenen* Sprache vertreten. Schließlich heißt es *Sprache* und nicht *Schreibe*. Schließlich sprechen wir von *lingua*, von *langue*, und das heißt ‚Zunge‘, ein Instrument, mit dem spricht, nicht schreibt. Die Schrift ist immer nachgeordnet. In ihrer Essenz ist Sprache mündlich, und zwar ontogenetisch wie phylogenetisch, also das Individuum wie die Gemeinschaft betreffend: Jedes Kind – jedes gesunde Kind – lernt die mündliche Sprache, lange bevor es die schriftliche Sprache lernt. Und auch jedes Volk *spricht*, lange bevor es anfängt zu schreiben.

Noch heute gibt es Sprachen ohne Schriftsystem. Man würde ihnen deshalb aber doch nicht den Status einer Sprache aberkennen. Und alle natürlichen Sprachen wurden zunächst gesprochen. Deutsch gab es längst, bevor die ersten deutschen Wörter aufgeschrieben wurden. In unserer Gesellschaft, in der Schriftsprache von erheblicher sozialer Bedeutung ist, vergisst man das leicht.

In der populären Vorstellung wird oft der Schriftsprache ein höherer Rang zugesprochen als der mündlichen Sprache. Die ist, im Verständnis vieler, eine unvollständige, fehlerhafte, minderwertige Fassung der Schriftsprache.

Auch dazu eine Anekdote, denn ohne die, verehrte Hörer, geht es in der heutigen *Aula* nicht. Eine ältere Dame hält den ersten "Brief" in der Hand, den ihre Enkelin ihr geschrieben hat. Das Kind ist noch im Vorschulalter und hat sich, ohne Anleitung, das Schreiben selbst beigebracht. Das Ergebnis: ein verständlicher, aber von den Regeln der deutschen Orthografie abweichender Text. Der veranlasst die Oma zu dem Kommentar: "Da kann man mal sehen, wie schludrig wir sprechen!"

Hier wird das Verhältnis von Schrift und Lautung völlig auf den Kopf gestellt. Es ist natürlich nicht die Aufgabe der Sprecher, sich buchstäblich – im wahrsten Sinne des Wortes – nach der Schrift zu richten. Es ist die Aufgabe der Schrift, die mündliche Sprache wiederzugeben. Wenn das Kind das Wort *verstehen* ohne <r>, ohne <h> schreibt, dann reflektiert diese Schreibweise die Aussprache des Wortes ganz korrekt, "besser" als die amtliche Schreibung. Die muss nämlich viele Kompromisse an die komplexe Aussprache des Deutschen machen. Mit "schludrig sprechen" hat das alles nichts zu tun.

Wenden wir uns einer weiteren, ganz konkreten Situation zu, um weiteren Missverständnissen auf den Grund zu gehen: In einem Schwedisch-Kurs an der Volkshochschule taucht in einem Lehrbuchtext das Wort *kollar* auf, in der Bedeutung ‚kontrollieren‘, ‚überprüfen‘. Die Lehrerin ist entsetzt: *kollar*, sagt sie, das sei gar kein "richtiges Wort", es stehe nicht einmal im Wörterbuch. So etwas gehöre nicht in ein Lehrbuch. Die Schüler teilen ihr Entsetzen. Sie wollten doch erst einmal "richtiges Schwedisch" lernen und keinen "Slang". Einer der Schüler hat ein Wörterbuch dabei, schlägt nach und siehe da: Es hat einen Eintrag zu *kollar*. Etwas resigniert konstatiert man, es sei wohl doch ein "richtiges Wort".

Hier wird also die Frage, ob ein Wort ein Wort sei, einem Wörterbuch überlassen, und zwar einem ganz bestimmten Wörterbuch, letztlich sogar einer bestimmten Auflage eines Wörterbuchs. Die Vorstellung, dass richtige Wörter nur solche seien, die im Wörterbuch stehen, ist natürlich abwegig. Alle Wörter beginnen ihr Leben außerhalb des Wörterbuchs. Es gibt keine Wörter, die zunächst im Wörterbuch stehen und dann in die Sprache gelangen – es ist umgekehrt. Aber nicht nur das. Tatsächlich hat *kollar*, wenn auch keiner sehr formalen Sprachebene angehörig, längst seinen Weg in die Schriftsprache gefunden. Es taucht in seriösen Sachbüchern genauso auf wie in Artikeln seriöser Zeitungen.

Selbst wenn es das nicht täte, wäre es ein nützliches Wort, ein Wort, das alle Schweden verstehen und die meisten benutzen, ein Wort, dessen Gebrauchswert viel höher ist als die Wörter für ‚Wahlkabine‘, ‚schwelen‘ oder ‚ausgeleiert‘, die alle in demselben Lehrbuch vorkommen. Der Widerstand gegen Wörter, die umgangssprachlich sind, wurde in dem Kurs mit dem Argument untermauert, das wäre kein "richtiges" Schwedisch.

Dieses normative Verständnis von Sprache – es gibt "richtig" und "falsch", und was richtig und falsch ist, entscheiden Regelwerke und Institutionen – ist tief in den Köpfen vieler Laien verankert. Dass diese Regelwerke und Institutionen ihre Maßstäbe wiederum aus dem Sprachkorpus beziehen (müssen), aus dem Sprachgebrauch, wird dabei geflissentlich übersehen. Dabei hat ein Wort keine Existenz, nur weil es im Wörterbuch steht. Gelegentlich werden erfundene Wörter in Wörterbücher eingeschmuggelt – *fake words* sozusagen – um Plagiatoren identifizieren zu können. Man würde sich schwer damit tun, solche Wörter als Wörter der Sprache zu akzeptieren, im Gegensatz zu Wörtern, die von Millionen von Sprechern verstanden und gebraucht werden, aber (noch) nicht in den Regelwerken erscheinen.

Woher stammt diese normative Sicht von Sprache? Der britische Sprachwissenschaftler Guy Cook liefert dafür eine, wie ich finde, plausible Erklärung: Wenn wir in die Schule kommen, tritt uns die Sprache als Gegenstand des Lernens, als Schulfach gegenüber, und dabei stehen zwei Dinge hoch im Kurs: Regeln und Schrift. Wir erlernen den schriftlichen Code und erleben, dass Dinge als "richtig" oder "falsch" eingeordnet werden, eine ganz andere Erfahrung als bis dahin, wo wir Sprache als Mittel der Kommunikation erlebt haben. Diese Erfahrung in der Schule ist prägend für unsere Einstellung gegenüber der Sprache. Wir messen Sprache

nach den Kriterien, die die Schule vermittelt, nicht nach denen, die das Leben vermittelt.

Von der ertragreichen Episode aus dem Schwedisch-Kurs bleibt noch die Einordnung von *kollar* als "Slang" zu besprechen, einer irreführenden Bezeichnung, die sich immer weiter auszubreiten scheint als etwas schwammiger Begriff für alles, was als von der Norm abweichend empfunden wird. Selbst regionale Aussprache oder Dialektwörter werden manchmal als "Slang" bezeichnet. Das hat mit Slang natürlich nichts zu tun. Das Wort *kollar* ist (oder war) allenfalls umgangssprachlich, kein Slang.

Dieser wenig aussagekräftige Gebrauch von *Slang* führt uns zu einem weiteren populären Missverständnis. Das Wort *Slang* taucht nämlich auch dann oft auf, wenn man begründen will, warum ein Dialog in der Fremdsprache schwer zu verstehen ist. Dafür werden meist drei Faktoren angeführt: Sprechgeschwindigkeit, Slang und Dialekt. Die Sprechgeschwindigkeit ist ein Aspekt, den wir im Rahmen dieses Vortrags außen vorlassen, aber nicht ohne zu sagen, dass die Bedeutung der Sprechgeschwindigkeit für das Verstehen durchaus umstritten ist. Die beiden anderen Faktoren, *Dialekt* und *Slang*, mögen im Einzelfall eine Rolle spielen, treffen aber die Sache nicht.

Sie erklären nicht, warum wir denselben Text, wenn er geschrieben ist, in der Regel verstehen, auch wenn er Dialekt und Slang enthält. Und sie erklären nicht, warum ein Text ohne Dialekt und Slang auch schwer zu verstehen sein kann. Die Ursache muss also woanders liegen. Auch kompetente Sprecher einer Fremdsprache scheitern gelegentlich an – scheinbar – einfachen Aufgaben, selbst dann, wenn keine Abweichung von der Standardsprache vorliegt.

Dazu eine Erfahrung aus meiner eigenen Sprachbiographie, während eines Aufenthalts in den USA gemacht. In einer Cafeteria in Portland, Oregon, wurde meine Bestellung von der Frau hinter der Theke mit einer Gegenfrage beantwortet, die ich trotz mehrfacher Wiederholung nicht verstand. Erst als die Frau zwei unterschiedliche Becher zur Hand nahm und auf sie deutete, verstand ich, dass es um die Größe des Kaffees ging. Sie wollte wissen, ob ich acht Unzen Kaffee haben wolle, *eight ounce*.

Hier spielen verschiedene Faktoren ineinander, die das Scheitern des Verständnisses erklären, und zwar: Erstens meine geringere Vertrautheit mit amerikanischem Englisch. In den meisten Varianten des britischen Englisch wären ein oder zwei Laute anders realisiert worden, z.B. der Konsonant in *eight* und der Vokal in *ounce*. Zweitens meine Erwartungshaltung.

Es gibt psycholinguistische Studien, die eindrucksvoll beweisen, dass wir, auch als Muttersprachler, nicht immer das verstehen, was wir hören, sondern das, was wir, aufgrund unserer Erfahrung mit der Sprache und unserer Interpretation des Kontexts, zu hören glauben. Diese Erwartungshaltung lenkt uns in eine bestimmte Richtung. In diesem Fall war meine Erwartungshaltung das Hindernis beim Verständnis. Die

Maßeinheit *Unze* hatte ich in diesem Zusammenhang, mit Bezug auf Flüssigkeiten, nicht erwartet.

Drittens, und das ist das Entscheidende, hatte ich *acht Unzen* nicht als zwei Wörter, sondern als *ein* Wort verstanden und konnte das daraus entstehende "neue" Wort, *eight ounce*, nicht verarbeiten. Das wäre aber kein Hindernis gewesen, wenn die Bedienung mir die Frage schriftlich vorgelegt hätte. Unsere Schrift bietet uns eine ganze Reihe von Hilfestellungen an, die die mündliche Sprache nicht bereitstellt: Satzzeichen, Großschreibung, Fettdruck, Kursivdruck usw. Die größte Hilfestellung kommt aber von dem, was *nicht* da ist, von der Lücke zwischen den Wörtern, von der Leerstelle. Die sagt uns: Hier endet ein Wort, dort beginnt ein anderes. Das ist in der gesprochenen Sprache, wo die Wörter ineinanderlaufen, meist nicht der Fall. Dieses Nichts zwischen den Wörtern ist eine phänomenale Hilfe, eine großartige "Erfindung", die das Lesen erheblich vereinfacht. Entsprechend schwer ist es, Texte zu lesen, die nur Großbuchstaben, keine Satzzeichen und keine Leerstellen haben, so wie man sie in alten griechischen Inschriften findet, mit dem berühmten Kodex von Gortyna als bekanntestem Beispiel. Umgekehrt könnte man, ohne jemals Türkisch gelernt zu haben, mit Hilfe der Schreibweise in einem türkischen Text die Frage beantworten, wie viele Wörter der Text enthalte. Wenn derselbe Text gesprochen wird, wäre man damit überfordert.

Wenn die meisten Fremdsprachenlerner diese Faktoren unterschätzen und die Bedeutung der genannten Faktoren wie Slang und Dialekt überschätzen, dann liegt das daran, dass sie ihre Erfahrungen aus der Muttersprache auf die Fremdsprache übertragen. Bei Dialogen in der Fremdsprache sind wir meist gar nicht in der Lage zu sagen, an welchen Wörtern wir denn gescheitert sind. An einzelnen unbekanntenen Wörtern liegt es kaum. Die kann man oft aus dem Kontext heraus verstehen. Wenn wir in der Fremdsprache beim Verstehen scheitern, liegt das nicht so sehr an den unbekanntenen Wörtern, sondern an den Wörtern, die wir kennen, aber nicht erkennen.

Fassen wir zum Schluss noch ein heißes Eisen an: "Latein fördert das logische Denken." Mit diesem Argument sind Generationen von Schülern dazu veranlasst worden, Latein als Fremdsprache zu belegen. Das Argument wurde auch gerne von denen übernommen, die selbst nie Latein gelernt hatten, ein Zeichen dafür, dass es sich um einen Mythos handelt, den man nicht weiter hinterfragt.

Wenn man das aber tut, wird sich zunächst einmal die Frage stellen: Welche Logik? Es gibt zwar eine innersprachliche Logik, aber die hat oft nichts mit der außersprachlichen Logik gemein. Das zeigt sich etwa in der in vielen Sprachen obligatorischen doppelten Verneinung, die der außersprachlichen Logik diametral widerspricht: *Je ne regrette rien* – wörtlich 'Ich bereue nicht nichts'. Das zeigt sich auch in der Zuordnung der Genera zu bestimmten Substantiven.

Warum es *die* Gabel, *das* Messer und *der* Löffel ist, entzieht sich dem Zugriff der Logik. Natürlich gibt es eine innersprachliche Logik, die zur Folge hat, dass die Substantivbegleiter – Adjektive, Pronomina, Artikel – dem Genus des Substantivs angepasst werden müssen: *ein altes Messer, eine alte Gabel*. Das gilt aber für das

Deutsche genauso wie für das Lateinische. Das Lateinische hat, und das ist das Entscheidende, kein Alleinstellungsmerkmal. Auch in Sprachen mit einer einfacheren Formenlehre wie dem Englischen müssen "logische" Bezüge hergestellt werden, müssen die Beziehungen zwischen Satzgliedern verstanden werden. Sonst ist keine Sprachverarbeitung möglich. Und: ist es nicht merkwürdig? Für das Russische, das dem Lateinischen in seiner Struktur bemerkenswert ähnlich ist, wird nie mit dem Argument geworben, es fördere das logische Denken.

Ein weiteres oft angeführtes Argument zugunsten des Lateins lautet, es erleichtere das Lernen anderer Sprachen. Das mag sein, aber das gilt auch in umgekehrter Richtung: Wer gut Latein kann, lernt einfacher Italienisch, aber wer gut Italienisch kann, lernt auch einfacher Latein. In meiner Gymnasialzeit wurden in der damaligen Obertertia, also in Jahrgang 9, die Klassen gemischt: Diejenigen, die vier Jahre Latein und zwei Jahre Englisch hinter sich hatten, wurden mit denen zusammengelegt, die vier Jahre Englisch und zwei Jahre Latein hinter sich hatten. Es ging. Beide Gruppen hatten die zweite Fremdsprache schneller gelernt als die Vergleichsgruppe, weil sie vom Erlernen der ersten Fremdsprache profitierten, vom Englischen genauso wie vom Lateinischen.

Ein weiteres, immer noch oft gehörtes Argument für Latein lautet: Wer gut in Latein ist, ist auch gut in anderen Fächern, z.B. in Mathematik. Das mag sein, aber das belegt nicht, dass ein Kausalzusammenhang zwischen den beiden Faktoren besteht. Die Lateinschüler sind, statistisch gesehen, besser in Mathematik als die anderen, aber nicht, weil sie Latein lernen, sondern weil sie, wiederum statistisch gesehen, einen anderen Bildungshintergrund haben. Sie sind in Familien aufgewachsen, die sich eher mit der intellektuellen Entwicklung ihrer Kinder beschäftigen, in denen man weiß, wie Neugier und Denken gefördert werden, und in denen sprachlich anders mit Kindern umgegangen wird. Deshalb sind sie besser in Latein und besser in Mathematik. Zwischen beiden gibt es lediglich eine Korrelation, keinen Kausalzusammenhang.

Interessanterweise haben sich viele klassische Philologen, wie Wilfried Stroh oder Karl-Wilhelm Weeber in ihren erfolgreichen Büchern, längst von diesen Begründungen für das Lateinische distanziert, aber das hat der populären Überzeugung keinen Schaden zugefügt. Sie hält sich hartnäckig. Meist ungeprüft.

Bei den Fachleuten geht die Suche nach einem Alleinstellungsmerkmal des Lateinischen aber unbeirrt weiter. Jetzt wird die Sache sogar auf den Kopf gestellt. Latein wird beworben, weil gerade das Unpräzise, Vieldeutige dieser Sprache zum Denken zwingt. Aber: Welche Sprache kann nicht für sich in Anspruch nehmen, unpräzise, vieldeutig zu sein? Woran will man messen, dass das für *eine* Sprache mehr gilt als für eine andere?

Ein bekanntes Beispiel für den Versuch, *eine* Sprache von anderen abzugrenzen, ist der auf das 18. Jahrhundert zurückgehende Versuch, das Französische als besonders klare Sprache herauszustellen, eine Vorstellung, die in Rivarols bekannter

Sentenz gipfelte: "Ce qui n'est pas clair n'est pas français – Was nicht klar ist, ist nicht Französisch."

Die Begründung war, dass das Französische, im Gegensatz zum Englischen, Italienischen, Lateinischen und Griechischen, als einzige Sprache die logische Struktur der Welt zutreffend wiedergebe, und zwar durch ihren Satzbau, bei dem das Prinzip Subjekt – Prädikat – Objekt ohne Ausnahme gelte.

Das ist natürlich blühender Unsinn: Erstens kennt das Französische Abweichungen von dieser Norm, zweitens ist das Englische vermutlich näher an diesem Ideal, drittens ist es sehr fragwürdig, dass dieser Satzbau die Welt widerspiegelt. Das könnte man genauso für einen Satzbau in Anspruch nehmen, in der das Verb an erster Stelle steht. Dass Rivarols Diktum dennoch so wirkmächtig war, kann man wohl nur damit erklären, dass eine solche Verklärung des Französischen auf offene Ohren traf.

Gegen Latein als Fremdsprache spricht natürlich nichts. Nicht einmal die schlechten Argumente sprechen dagegen. Fürs Fremdsprachenlernen ganz allgemein spricht, egal welche Fremdsprache man wählt, was der amerikanische Sprachphilosoph John Searle so ausdrückt: "You can never understand one language until you understand at least two – Man kann nie eine Sprache verstehen, bis man nicht zumindest zwei versteht."

Wenn man von utilitaristischen Argumenten wie beruflichem Erfolg absieht, ist *jede* Sprache lernenswert, denn es gibt zwar primitive Kulturen, aber keine primitiven Sprachen. Alle natürlichen Sprachen sind solch komplexe Gebilde, dass man auch als nüchterner Mensch versucht ist, von einem *Wunder* zu sprechen – dem Wunder der Sprache.
